

Herzogenburg, am 9. April 2020



Stift Herzogenburg

Zeitzeuge der Ewigkeit

Predigt zum Gründonnerstag „Der Fußpfleger Jesus“

Liebe Schwestern und Brüder!

Über zwei Liebende sagte man früher: „Die beiden gehen miteinander.“ Das hat ihre Umgebung faktisch so festgestellt, nachdem sie häufig zusammen unterwegs waren. Aber es ist auch ein sehr schönes Bild für Menschen, die miteinander verbunden sind, die eine innige Beziehung leben. Die Liebe ist also nicht nur eine Herzensangelegenheit, sondern hat auch mit unseren Füßen zu tun.

Menschen, die aufeinander zugehen, miteinander ein Stück des Weges gehen, füreinander gehen, lernen einander zu vertrauen und treten in eine lebendige Beziehung ein. Sie dürfen auch manchmal einen eigenen Weg gehen und einen eigenen Standpunkt einnehmen. Aber sie sollen einander nicht verlieren, sie sollen in Reichweite bleiben, dann ist es gut für ihre Beziehung. Sie brauchen ein gemeinsames Ziel, das sie im Auge behalten. Menschen, die sich nicht mögen, gehen sich bekanntlich lieber aus dem Weg.

Jesus war ein wandernder Rabbi, der predigend und heilend durch das Land zog. Er ging zu den Menschen und war viel unterwegs. Er hat sich seine Füße sicher oft müde und wund gelaufen, er schonte sich nicht. Und die er berufen hat, sollten hinter ihm hergehen, ihm nachfolgen auf seinem Weg. Man spricht heute gerne von Bewegung im Zusammenhang mit Gesinnungsgemeinschaften. Die Jünger und Jüngerinnen Jesu waren buchstäblich in Bewegung und die Christen wurden im Anfang auch der „Neue Weg“ genannt. Die Gottesliebe hat also auch nicht nur mit dem Herzen zu tun, sondern ist eine Angelegenheit der Füße.

Wenn Jesus seinen Jüngern vor dem Mahl die Füße wäscht (siehe Joh 13,1-15), hat das eine tiefe symbolische Bedeutung. Weil ihm diese Handlung so wichtig ist, erklärt Jesus die Fußpflege zur Chefsache. Die Füße seiner Jünger verdienen für ihn besondere Beachtung, sie sind ihm gewissermaßen heilig. Er sagt damit den Jüngern, dass sie ihre Füße noch für viele Wege und Dienste brauchen werden und dass sie gut auf sie aufpassen sollen. Sie werden manch schmerzlichen Weg gehen müssen, manchen, den sie sich nicht selbst aussuchen. Ich erinnere an das Wort Jesu an Simon Petrus (Joh 21,18b): „... ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst.“ Die meisten von ihnen werden bis zum Martyrium gehen. Christ sein bedeutet letztlich, dass der Weg Jesu immer mehr zu unserem eigenen Lebensweg wird.

Jemandem die Füße zu waschen schafft Nähe und Kontakt, Körperkontakt zum anderen. In unserer Zeit bemerken wir jedoch oft eine gewisse Kontaktarmut. Virtuelle Begegnungen dominieren, die Kommunikation über Computer, Internet und Handy nimmt einen breiten Raum in unseren sozialen Kontakten ein. Da gibt es oft wenig Berührung. Die aktuelle Situation in der Corona-Krise hat unsere persönlichen Begegnungen auf ein Minimum reduziert. Wir können sehr dankbar sein, dass uns die elektronischen Kommunikationsmittel zur Verfügung stehen. Aber es wird uns auch bewusst, wie sehr wir einander brauchen, wie wichtig für uns menschliche Nähe und Zuwendung sind, die wir spüren und sinnlich wahrnehmen können.

Sich die Füße waschen zu lassen, erfordert Vertrauen zum anderen und Demut. Ich bin in diesem Moment nicht derjenige, der etwas gibt, sondern der empfängt, der seine Selbständigkeit preisgibt. Ich bin in gewisser Weise wehrlos. Der Apostel Petrus hatte Bedenken, als Jesus sich vor ihm hinkniete, um ihm die Füße zu waschen (vgl. Joh 13,6). Manche von uns Mitbrüdern hatten vielleicht Angst, sie könnten bei der Fußwaschung am Gründonnerstag durch den Körperkontakt vom Virus angesteckt werden. Wir wollen nicht hoffen, dass das geschieht. Aber wir dürfen uns anstecken lassen vom Beispiel Jesu: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ (Joh 13,15).

Miteinander gehen ist Ausdruck einer lebendigen Beziehung. In den Erzählungen der Chassidim hören wir von Rabbi Naftali. In seiner Stadt Ropschitz pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten. Als der Rabbi sich eines Abends am Rande des Waldes, der die Stadt säumte, erging, begegnete er einem solchen auf und ab wandernden Wächter. „Für wen gehst du?“, fragte er ihn. Der gab im Auskunft und stellte eine Gegenfrage: „Und für wen geht ihr, Rabbi?“ Dieses Wort traf den Zaddik, den Gerechten, wie ein Pfeil. „Noch gehe ich für niemand“, brachte er mühsam hervor. (Aus: Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim).

Und für wen gehe ich?

*H. Mauritius Lenz Can. Reg.
Stiftsdechant und Pfarrmoderator von Herzogenburg*